

mal in wenigen Worten ein Bild des Kindes in seiner Lage wie es anschaulicher nicht sein könnte. Heute würde sich kaum eine Anstalt finden, die all diese verschiedensten Kinder von schwerstem Schwachsinn, von unüberwindlicher Bosheit bis zum bräwsten Zögling und zu schönster geistiger und sittlicher Anlage zugleich aufnehmen und erziehen würde! Welche Kraft in all der Hingabe, die dieses Werk inmitten eigener schwierigster Sorgen jahrelang durchzuhalten vermag. Ebenso wieder in Stans, wo wirtschaftlich ebenso schwierige Umstände trotz der Regierungshilfe und ein ebenso buntes Gewimmel ihm, dem einen allein, anvertraut ist, wo Mißtrauen und Unverstand der Eltern noch größer als einst auf dem Neuhof seine Tätigkeit hemmt. Und dann die Not der Zeiten wie der Glanz, der von seinen Unterrichtsanstalten ausgeht, nichts von dem kann ihm an seiner Aufgabe, an der Richtung seiner Lebensarbeit irre machen; welche Stärke, die sich nicht irren läßt, die am Ende zweier Menschenleben noch einmal alle Mittel daransetzt, endlich sein Werk, seine Armenschule zu schaffen. Erst Hingabe und Kraft vereint ergeben diese Güte, die in allen Kämpfen und Wirnissen unüberwindlich bleibt und über den Tod hinaus, Leben und Nachseiferung weckt. Was von PESTALOZZI bleibend ist, sagte am besten E. M. ARNDT:

„Wodurch Du groß bist, edler Mann, das ist Dein Wollen und Streben, denn dies gehört uns allen — auch unsern Enkeln und Urenkeln. Deine schöne Geduld in Liebe, das ist der Schwung, den Du gegeben, der göttliche Samen des Guten, den Du in die Welt gestreut hast. Mögen künftighin Hände ihn erziehen zu schönen Blumen und Pflanzen und zu stattlichen, welttragenden Stämmen und Säulen! Die Tat ist gebunden, aber die Gesinnung gehört der Unendlichkeit, woraus sie stammt“.

FRANKFURTER UNIVERSITÄTSREDE

1 9 2 7

XXVII

REKTORATSÜBERGABE

durch

Dr. W. GERLOFF

o. ö. Professor der wirtschaftlichen Staatswissenschaften

UNIVERSITÄT UND GEGENWART

Rede anläßlich der Übernahme

des Rektorates

gehalten von

Dr. F. DREVERMANN

o. ö. Professor der Geologie und Palaeontologie

FRANKFURT A. M. 1927

DRUCK UND VERLAG:

UNIVERSITÄTS-DRUCKEREI WERNER U. WINTER G. M. B. H.

AUSLIEFERUNG FÜR DEN BUCHHANDEL:

UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG BLÁZEK U. BERGMANN

REKTORATSÜBERGABE DURCH DR. W. GERLOFF

Hochansehnliche Festversammlung!
Verehrte Kollegen, liebe Kommilitonen!

„Die Quelle aller Geschichte ist die Tradition, und das Organ der Tradition ist die Sprache“. Dieses Wort aus SCHILLER's Antrittsvorlesung mag auch den Sinn verdeutlichen, der dem Bericht des scheidenden Rektors über das verfllossene Amtsjahr zukommt. Es ist die Chronik einer kurzen Zeitspanne, die zur bleibenden Überlieferung in die Annalen der Universität eingetragen wird, um Rechenschaft und Zeugnis abzulegen von dem, was im vergangenen Jahre an bemerkenswerten Ereignissen im Leben unserer Hochschule vorgefallen ist, was für Veränderungen eingetreten sind; was erstrebt und was erreicht worden ist.

Der Vertrag über die Gründung der Universität vom 28. 9. 1912 zählt eine Reihe von Unterrichts- und Forschungsanstalten auf, die durch Ergänzung und Ausbau zur Universität zusammengefaßt werden sollten. Das Kernstück bildete die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, mit deren Gründung 11 Jahre vorher bewußt das Fundament zur universitas litterarum gelegt worden war. Die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften muß somit als eigentliche und unmittelbare Vorläuferin der Universität angesehen werden. So versteht es sich von selbst, daß die Universität die Wiederkehr des 25. Jahrestages der Gründung jener Akademie als eines auch für sie bedeutsamen Tages in einer akademischen Feier gedachte. Diese fand am 4. Dezember v. J. statt. In einer Festrede, die ein chronologisches Meisterstück genannt werden muß, schilderte uns bei dieser Gelegenheit Herr WACHSMUTH die Gründungsgeschichte von Akademie und Universität.

Die herkömmliche feierliche Rektoratsübergabe wurde im Berichtsjahr mit der Reichsgründungsfeier am 18. Januar verbunden.

INHALT:

	Seite
Rektoratsübergabe durch Dr. W. Gerloff	3
Rede anlässlich der Übernahme des Rektorates: „Universität und Gegenwart“ von Dr. F. Drevermann	15



wobei der Rektor die Festrede über „Das Finanzsystem des Deutschen Reiches“ hielt.

Zum 100. Todestage Pestalozzi's — am 14. Februar 1927 — sprach Herr Krumker in einer akademischen Festrede über „Pestalozzi und die deutsche Kinderfürsorge“.

Zu einer ergreifend eindrucksvollen akademischen Feier gestaltete sich die am 4. Mai d. J. erfolgte Enthüllung und Weihe der von der Frankfurter Universität errichteten Ehrenstatue für die Gefallenen der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg. Außer dem Lehrkörper und den Vertretern der Studentenschaft wohnten dieser Feier auch die Vertreter zahlreicher deutscher Hochschulen und Angehörige der Gefallenen bei.

Außerhalb Frankfurts war die Universität bei den verschiedenen Jubiläen, die uns dieses Jahr gebracht hat, durch den Rektor oder Prorektor oder durch Beauftragte vertreten.

Die Zunahme der Besucherzahl unserer Universität setzte sich auch im Berichtsjahr weiter fort. Die Zahl der ordentlichen Studierenden betrug im Wintersemester 2982, dazu 196 Gasthörer und 818 Besucher. Im letzten Sommersemester zählten wir 3339 ordentliche Studierende, 171 Gasthörer und 419 Besucher. Beschränken wir uns für den Vergleich mit den Zahlen des Vorjahres auf die ordentlichen Studierenden und auf das Sommersemester, so ergibt sich eine Zunahme von 497 oder 17,5%. An dieser Zunahme sind alle Fakultäten, freilich in verschiedenem Ausmaße beteiligt. Es stieg die Zahl der Studierenden in der Rechtswissenschaftlichen Fakultät von 513 auf 704, d. i. um 37,2%; in der Medizinischen Fakultät von 266 auf 368, d. i. um 38,3%; in der Philosophischen Fakultät von 379 auf 471, d. i. um 29,6%; in der Naturwissenschaftlichen Fakultät von 463 auf 479, d. i. um 3,5% und in der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät von 1221 auf 1297, d. i. um 6,2%.

Dieser starke Zugang an ordentlichen Studierenden legt es mir nahe, mit einem kurzen Wort auf die Frage der sogenannten Überfüllung der Hochschulen einzugehen. Mit dieser Frage hat sich auch der Verband Deutscher Hochschulen auf seiner Tagung in Aachen im Oktober d. J. und die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft auf ihrer Pfingsttagung in Kiel befaßt. Letztere hatte sich

dabei mit dem Vorwurf auseinander zu setzen, daß die studentische Wirtschaftsarbeit mit für die Überfüllung der akademischen Berufe verantwortlich zu machen sei. Derselbe Vorwurf wird ja auch gegen das geltende System der Gebührenbefreiungen erhoben. Sicher ist nicht zu bestreiten, daß die studentische Wirtschaftshilfe und das akademische Gebührenverfahren, wenn sie nicht mit großer Vorsicht und Sorgfalt gehandhabt werden, nach der erwähnten Richtung hin wirken können. Wir geben auch offen zu, daß in der unmitttelbaren Nachkriegszeit im Gebührenerlaß- und Unterstützungswesen eine gewisse Milde obgewaltet hat. Eine solche Nachsicht schien damals geboten. Nach dieser Übergangszeit aber haben wir die Anforderungen an die Gesuchsteller verschärft und werden es vielleicht noch weiter tun müssen. Regel muß sein und ist es wohl bereits: die Würdigkeit muß neben der Bedürftigkeit, die selbstverständliche Voraussetzung ist, in strenger Prüfung erwiesen werden. Den Vertretern der Fakultäten und der Studentenhilfe im Gebühren-erlaßausschuß und besonders auch dem Senatreferenten in diesem Ausschuß, Herrn HELLINGER, die Semester für Semester Hunderte von Gesuchen zu prüfen haben, möchte ich bei dieser Gelegenheit für ihre mühevollen Tätigkeit aufrichtig danken.

Die Wurzeln des Übels aber, wenn man den Zudrang zu den Hochschulen ein Übel nennen will, liegen tiefer und anderswo. Allgemein gilt zunächst dieses: solange wir Frequenzbewegungen an den deutschen Universitäten beobachten, und das ist zuverlässig schon seit mehr als hundert Jahren der Fall, können wir feststellen, daß der von der normalen, also etwa durch Bevölkerungsvermehrung und Wohlstandsentsaltung gegebenen Entwicklung abweichende Zu- und Abgang eine Konjunkturscheinung ist, mit einer freilich dem Verlauf der wirtschaftlichen Konjunktur entgegengesetzten Bewegung. Das will sagen: eine überdurchschnittliche Zunahme der Studierenden ist eine Krisenerscheinung. Immer haben „günstige Wirtschaftsverhältnisse die Tendenz, den Universitätsbesuch einzudämmen, ungünstige dagegen die umgekehrte, ihn anschwellen zu lassen“ (Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten, 1904). Das bestätigt auch der starke Zudrang im vergangenen Sommersemester, der sich infolgedessen auch an andern Universitäten gezeigt hat. Im übrigen zeigt sich der Einfluß der Wirt-

schaftsverhältnisse auch darin, daß anscheinend häufiger als früher die Fakultäten gewechselt werden, oder öfter als früher nach Abschluß eines Studiums ein anderes begonnen wird. Auch das erhöht die Frequenz.

Dazu kommt aber noch einiges andere, insbesondere einmal die Verlängerung und Erschwerung des Studiums, die für eine ganze Reihe von Fächern festzustellen sind. Wenn ein Studium um zwei Semester verlängert wird, und es gibt gerade aus der jüngsten Zeit Beispiele dafür, so bedeutet das ohne weiteres eine Erhöhung der Zahl der Studierenden. Die Promotionsstatistik scheint es uns zu bestätigen, daß die Zunahme der Zahl der Studierenden wenigstens teilweise auf eine Verlängerung und Erschwerung des Studiums zurückzuführen ist. Die Zahl der Promotionen ist nämlich nicht unerheblich zurückgegangen. Gegenüber 304 Promotionen im Jahre 1925/26 fielen in das Jahr 1926/27 nur 220 Promotionen. Es fanden ordentliche Promotionen statt; in der Rechtswissenschaftlichen Fakultät 29 gegen 20 im vorhergehenden Jahre, in der Medizinischen Fakultät 51 gegen 60, in der Philosophischen Fakultät 30 gegen 35, in der Naturwissenschaftlichen Fakultät 57 gegen 49 und in der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät 53 gegen 140 im Vorjahre.

Zum andern aber wird der Zudrang zum akademischen Studium hervorgerufen durch eine geradezu verhängnisvolle Erhöhung der Anforderungen in einer ganzen Anzahl von Berufen. Dem stehen die Hochschulen fast einflußlos gegenüber. Es muß einmal offen ausgesprochen werden, daß die Anforderungen, die vielfach in Wirtschaft und Verwaltung an die Vorbildung des Nachwuchses gestellt werden, das Gegenteil einer Rationalisierung sind und eine Belastung bedeuten, die unserer wirtschaftlichen Lage durchaus nicht entspricht. Statt abgeschlossener Volksschulbildung wird mittlere Reife, statt mittlerer Reife wird Primareife, statt Primareife wird Vollreife usw. verlangt. Der Wettbewerb der Stellensuchenden aber führt dann dahin, daß immer noch ein Mehr angeboten wird, als verlangt wird. Wir sehen es ja auch bei unseren Studierenden; dem einen Examen wird, wenn möglich, noch ein zweites, oder gar ein drittes hinzugefügt; nach dem Staatsexamen wird die Promotion erstrebt, aber leider durchaus nicht immer aus innerem Drang

und wissenschaftlichem Bedürfnis. Das und noch manches andere, was hier zu erörtern nicht die Stunde ist, droht zu einer Überakademisierung unseres Volkes zu führen, die mir nicht tragbar scheint. Man verstehe mich nicht falsch. Die deutschen Universitäten sind gewiß die letzten, die wachsendem Bildungsdrang sich entgegenstellen werden. Was wir aber wollen und wünschen müssen, ist, daß solcher Bildungsdrang sein Ziel und seine Befriedigung auf dem richtigen Wege finde.

Neben Zahl, Zusammensetzung und Studienziel der Studierenden bestimmt nichts so sehr Wesen und Schicksal einer Hochschule als ihr Lehrkörper. Mit 109 Dozenten 1914 ins Leben getreten, zählte sie 1920 188 Dozenten; am Ende des Studienjahres 1925/26 247 und am Ende des Jahres, über das ich berichte, 255 Lehrkräfte. Gewiß, die Zahl allein ist nicht das Entscheidende, aber wenn es auch nicht meine Sache ist und die Bescheidenheit es von selbst verbietet, anderes hervorzuheben, so muß ich doch auf die ehrenvollen Berufungen hinweisen, die an Mitglieder unseres Lehrkörpers ergangen sind. Dem Ruhe in die Ferne leisteten Folge die Prof. VON BERGMANN und MANNICH nach Berlin, PAGENSTECHER nach Hamburg, SIEVERS nach Jena, der Privatdozent Dr. ISAAC an die Handlungsschule nach Nürnberg. Unsere besten Wünsche begleiten die Dahingezogenen in ihren neuen Wirkungskreis. Einen Ruf an die Universität Prag lehnte Prof. KRAUSING ab. Noch unentschieden ist es, ob Prof. ŽIŽEK, der einen Ruf an die Universität Leipzig erhielt, uns verlassen wird. Wir hoffen, daß es gelingen wird, den hochgeschätzten Kollegen durch Erfüllung seiner berechtigten Wünsche unserer Hochschule zu erhalten.

Auch erfreulichen Zuwachs haben wir in unserem Kreise zu verzeichnen. Durch Berufung von auswärts gewannen wir die Prof. VOLHARD für das Fach der Inneren Medizin und VORKASTNER für das Fach der Gerichtlichen Medizin. Ein neu errichtetes Ordinariat für Chinakunde und Chinaforschung wurde dem bisherigen Honorarprofessor Dr. WILHELM übertragen.

Es habilitierten sich in der Medizinischen Fakultät die Herren Dres;

GUSTAV RIEDEL, f. Orthopädie; JOSEPH BERBERICH, f. Ohrenheilkunde u. Rhinologie; HANS JOST, f. Physiologie; GEORG BARKAN,

f. Pharmakologie; WALTER JAENSCH, f. innere Medizin u. Konstitutionsforschung; FRITZ KOCH, f. innere Medizin; ADOLF HARTWIG, f. innere Medizin; Prof. Dr. EMIL KÜSTER, f. Hygiene u. Bakteriologie und Frau KLOTHILDE GOLLWITZER-MEIER, f. innere Medizin.

In der Philosophischen Fakultät Herr

Dr. WILHELM FINSTERWALDER, f. mittlere und neuere Geschichte und geschichtliche Hilfswissenschaften.

In der Naturwissenschaftlichen Fakultät die Herren:

Dr. phil. KORNEL LANCZOS, f. theoretische Physik; Dr. phil. nat. WILHELM MILCH, f. Meteorologie u. Geophysik, †; Dr. phil. nat. WILHELM MAIER, f. Mathematik.

In der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät die Herren:

Dr. phil. PAUL FLASKÄMPER, f. Statistik; Dr. jur. HEINRICH GROSSMANN, f. Volkswirtschaftslehre; Dr. rer. pol. FRITZ NEUMARK, f. Volkswirtschaftslehre.

Dieser reiche akademische Nachwuchs an unserer Universität ist gewiß auch ein Zeichen ihrer Blüte. Wir begrüßen ihn herzlich und geben dem aufrichtigen Wunsch Ausdruck, daß allen, die voll Idealismus den dornenvollen Weg der akademischen Laufbahn betreten haben, ein schönes Ziel beschieden sein möge.

Neue Lehraufträge wurden erteilt an die Prof. STRUPP für Völkerrecht, JONAS für Chemie der Kohlehydrate, an den Privatdozenten Dr. ANDRES aus Bonn für Katholische Weltanschauung und an Dr. EUGEN ALTSCHUL für Methoden der Konjunkturforschung. Prof. Dr. MARR wurde zum Direktor des Sozialen Museums ernannt und Prof. Dr. MAULL erhielt einen Lehrauftrag an der Technischen Hochschule in Darmstadt.

Einen Lehrauftrag für Bibliothekswissenschaft erhielt der zum 1. Oktober d. J. als Direktor der städtischen und Universitätsbibliotheken nach Frankfurt berufene Direktor der Universitätsbibliothek in Breslau Dr. OETTLER. Wir begrüßen diese Berufung, bei welcher die Universität mitgewirkt hat, und knüpfen daran die Hoffnung auf baldige Verwirklichung dringender Wünsche. Ich möchte jedoch nicht versäumen, bei dieser Gelegenheit dem bisherigen stellvertretenden Direktor Prof. Dr. TRAUT, der für die Wünsche und Bedürfnisse der

Universität stets volles Verständnis und weitgehendes Entgegenkommen bewiesen hat, den herzlichsten Dank der Universität zum Ausdruck zu bringen.

In der Ernennung zu nichtbeamteten außerordentlichen Prof. erhielten eine Anerkennung ihrer Verdienste in der juristischen Fakultät Dr. STRUPP, in der Medizinischen Fakultät die Privatdozenten Dr. RAPHAEL WERCHBRODT, Dr. KARL SCHEELE, Dr. RICHARD KOCH, San.-Rat Dr. WILHELM HANAUER, Dr. KARL WESTPHAL, Dr. KURT SCHEER, Dr. WILHELM STEINHAUSEN und Dr. EDMUND HOFMANN; in der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Privatdozent Dr. BENNO GOTENBERG.

Die mit den erwähnten Ernennungen und Lehrauftragungen verbundene Förderung und Erweiterung des Kreises unserer Lehrfächer erfülre ihre Ergänzung durch Errichtung neuer Institute und Seminare. Es wurden neu gegründet das Seminar für Auslandskunde unter Leitung von Geheimrat KÖBNER, das Institut für gerichtliche Medizin, dessen Direktor Prof. VORKASTNER ist, und das Seminar der Geschichte der Medizin mit Prof. KOCH als Vorstand.

So erfreulich dieser Zuwachs an Kräften und Einrichtungen ist, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß, von den Wünschen nach neuen Lehrstühlen und Instituten ganz zu schweigen, alle Fakultäten, ausgenommen die Medizinische Fakultät, noch unbesetzte Lehrstühle aufweisen, für welche die Beruungsverhandlungen zum Teil schon mehrere Semester lang schweben.

Wenn auch nur wenige, so doch sehr schmerzliche Lücken hat der Tod in unseren Lehrkörper gerissen. Der Privatdozent Dr. MILCH verunglückte am 27. Juli tödlich auf einer Dienstreise, die er im Flugzeug unternommen hatte. Er starb, ein Opfer seiner Wissenschaft. Am 25. Oktober v. J. verschied der Lehrbeauftragte für Handelsschulpädagogik Handelsschuldirektor LÜHR.

Von ehemaligen Lehrern betrauern wir das Ableben Prof. R. LAMBERT's, der der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften von ihrer Gründung bis zu seiner Emeritierung am 1. April 1912 angehörte. Ferner betrauern wir den Tod von 5 hoffnungsvollen Studierenden. Von den Beamten ist der dienstälteste, der Hausinspektor SCHERMULLY, durch den Tod abgerufen worden. Unermüdlich und pflichttreu hat er seines Amtes gewaltet, von der

Gründung der Akademie bis zu seinem unerwarteten plötzlichen Ableben am 23. Dezember v. J. Seine verantwortungsvolle Stelle wurde Herrn **RENNER** übertragen.

Zu unseren Toten gehören auch die Männer, die unsere Mitarbeiter und Förderer waren. An erster Stelle gedenke ich hier des am 13. April d. J. verstorbenen Oberbürgermeisters **GEORG VORIG**, der als Nachfolger **ADICKES'** Vorsitzender des Großen Rates und des Kuratoriums, sich in einer schweren Zeit besonders um die finanzielle Sicherung unserer Hochschule verdient gemacht hat. Eng verbunden war uns auch der ehemalige Frankfurter Stadtrat und Dezent der Städtischen Krankenanstalten, Landeshauptmann **Dr. WOREL**, an dessen Trauerfeier in Wiesbaden sich die Universität beteiligte. Auch eines oft bewährten stillen Gönners der Universität und besonders ihrer Institute, des Ehrendoktors der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät **HERMANN WEIL**, der erst vor wenigen Wochen verschied, möchte ich hier pietätvoll gedenken.

Nicht zu den Toten des Jahres, über das ich berichte, gehört der Stellvertretende und Geschäftsführende Vorsitzende des Großen Rats und des Kuratoriums der Universität, Ministerialdirektor **Dr. WALTER GERLACH**, der in dieser Woche unerwartet plötzlich von uns gegangen ist. Die Würdigung dessen, was er uns gewesen, muß ich daher anderen überlassen. Aber ich glaube, meine schmerzliche Aufzählung nicht beenden zu sollen, ohne auch seiner gedachten zu haben. Am Ende eines Rektoratsjahres, in dem große Aufgaben in Angriff genommen oder der Ausführung nähergebracht wurden, wird sein Ableben auf das tiefste von uns allen empfunden und beklagt.

Schmerzliche Verluste! Ein ehrendes Andenken soll allen diesen Toten gewahrt bleiben. In Treue gedenken wir jener, die unter uns gewirkt haben, in Wehmut der jungen Kommilitonen, die der Tod allzu früh dahin raffte, in Dankbarkeit derer, die uns Mitarbeiter, Freunde und Förderer waren.

Unsere Studentenschaft befindet sich in einer Krise. Sie wird sich zu Beginn des kommenden Wintersemesters vor die Entscheidung gestellt sehen, ob sie als eine organisierte Studentenschaft im Sinne der Verordnung vom 18. 9. 1920 über die Bildung von

Studentenschaften an den Preussischen Hochschulen weiter bestehen bleiben will oder nicht. Es wäre zu wehläufig, das Für und Wider hier zu erörtern. Auch der Verband der Deutschen Hochschulen hat auf seiner schon erwähnten Tagung in Aachen beschlossen, von einer bestimmten Stellungnahme abzusehen. Er ist aber ebenso wie die Deutsche Rektorenkonferenz einer Entschliebung der Preussischen Rektorenkonferenz beigetreten, die zum Ausdruck bringt, daß diese Organisationen gewillt sind, die deutschen Studenten wie seither auch in der jetzigen schwierigen Lage mit Rat und Tat zu unterstützen. Rektor und Senat der Universität Frankfurt schließen sich dem vorbehaltlos an.

Gleichviel wie nun die Entscheidung unserer Studentenschaft auch fallen möge, gesichert und erhalten bleiben die wirtschaftlichen Einrichtungen der Studentenschaft. Sie haben auch im verflommenen Jahre ihre segensreichen Wirkungen erwiesen. Denn leider ist es immer noch so und wird in absehbarer Zeit wohl auch so bleiben: die Zeit des Aufenthalts auf der Hochschule ist für einen großen Teil unserer akademischen Jugend nicht eine Zeit sorgloser Lebensfreude, sondern gesteigerter Sorge um den Lebensunterhalt. Hier greift die Studentenhilfe ein. Allen jenen, die in aufopferungsvoller Tätigkeit und oft genug ärgerlicher, aufreibender Kleinarbeit sich um diese Einrichtungen mühen, schuldet unsere Studentenschaft aufrichtigen Dank. Sie kann ihren Dank am besten durch Mitarbeit bekunden, denn es kann nicht ungesagt bleiben, an in der Selbsthilfe arbeitswilligen Kräften fehlt es noch oft. Umsomehr muß ich jenen danken, die die Hauptlast der Arbeit und die Verantwortung tragen, den Herren **Prof. BLEICHER** und **Dr. REINHOLD** in der studentischen Wirtschaftshilfe und Herrn **Geheimrat BURCHARDT** und Herrn und Frau **Dr. THELEN** im Studentenheim. Daneben aber auch Herrn **Dr. SPIRO** für die Geschäftsleitung der Akademischen Krankenkasse und für seine Fürsorgetätigkeit in der Studentenhilfe.

Wie in früheren Jahren, so erfuhr auch im Berichtsjahr die wissenschaftliche Arbeit der Universität durch mancherlei Spenden seitens des Vereins der Freunde und Förderer der Universität verständnisvolle Unterstützung. Gleichzeitig kann ich auch von der erfolgreichen Werbetätigkeit zweier Ausschüsse berichten, die im

verflossenen Jahre gegründet wurden, um die Mittel zur Förderung der Krebsforschung, sowie zur Ausstattung des neuerrichteten Instituts für gerichtliche Medizin zu beschaffen. Der unermüdlichen Werbetätigkeit eines Freundes der Universität, der sich ungenützig in den Dienst der Sache stellte, ist es zu danken, daß für beide Zwecke bereits erhebliche Mittel zusammengebracht wurden. Des weiteren möchte ich in diesem Zusammenhang auch der Fürsorge für die körperliche Ertüchtigung der Jugend gedenken, die gleichfalls durch hochherzige Geber sowie durch Stiftung von Wanderpreisen seitens des Senats und der Fakultäten mancherlei Aufmunterung erhielt.

Allen denen, die uns geholfen haben, die Lehr- und Forschungseinrichtungen über die zur Verfügung stehenden Haushaltsplannmittel hinaus zu ergänzen und die Fürsorgeeinrichtungen der Studentenschaft zu erhalten und auszubauen, gebührt unser tiefempfundenster Dank. Mit besonderer Genugtuung erfüllt uns hierbei die Gewißheit, daß die freien Gaben, die uns an den verschiedenen Stellen zugeflossen sind, nicht nur der Ausdruck edelmütiger Gesinnung, sondern zugleich auch die Bekundung des allgemeinen geistigen Interesses sind, das die Spender mit unserer Hochschule verbindet.

Ich kann die Chronik meines Rektoratsjahres nicht beenden, ohne die dringendste Frage des materiellen Daseins der Universität berührt zu haben. Es ist die Frage ihrer räumlichen Erweiterung. Diese Frage ist, wie hinlänglich bekannt, nicht erst im verflossenen Rektoratsjahr aufgetaucht; aber sie hat in ihm ein anderes Gesicht bekommen. Meine Aufgabe nach Übernahme der Rektoratsgeschäfte war es, durch eine Erhebung aller in Betracht kommenden Momente, wie Zahl der Vorlesungen, Übungen und Seminare und ihrer Frequenz usw., den tatsächlichen Raumbedarf zu ermitteln. Die Ergebnisse wurden in einer Denkschrift zusammengefaßt, die in ihrem ersten Hauptteil Ende des Wintersemesters dem Kuratorium überreicht werden konnte. Sie ist dann noch durch zwei weitere Teile im Laufe des Sommersemesters ergänzt worden. Wenn man bisher wohl geglaubt hatte, den Raumbedarf der Universität, um der Befriedigung eines anderen nicht minder dringenden Bedürfnisses der Universität — dem Bibliotheksneubau — den Vorrang zu lassen, provisorisch befriedigen zu können, etwa durch Verlegung einzelner

Institute in Villen oder Mietshäuser, so zeigte die erwähnte Denkschrift, daß mit solchen Maßnahmen keine Abhilfe geschaffen werden könne. Durch die Zunahme der ordentlichen Studierenden im Sommersemester um rund 500 erhielt diese Auffassung eine weitere Bestätigung. Dazu kam jedoch noch eine andere Erwägung. Ich glaube im Hinblick auf die wachsenden Lasten aus dem Londoner Abkommen eine Anspannung der öffentlichen Finanzen voraussehen zu müssen, die große außerordentliche Aufwendungen des öffentlichen Haushalts künftig mehr denn je gefährdet erscheinen lassen muß. Unter diesen Umständen erschien mir ein längeres Zuzuwarten in der Frage des Erweiterungs- oder Neubaus nicht möglich.

Ich habe mit besonderer Dankbarkeit festzustellen, daß die Darlegungen der Denkschrift, die der Akademische Senat ausdrücklich zu seiner Auffassung machte, bei dem Kuratorium der Universität und bei den zuständigen städtischen und staatlichen Behörden volles Verständnis fanden und vor allem den durch Wort und Tat bekundeten Willen, zu helfen. Man erlasse es mir, Namen zu nennen. Ich darf aber versichern, daß das Bewußtsein, es wird, und zwar in einer den Bedürfnissen der Universität, wie der Tradition Frankfurts entsprechender würdigen Weise, geholfen werden, alle Angehörigen der Universität mit zuversichtlichem Dank erfüllt und zugleich mit neuer Arbeitslust und Schaffensfreude, die in beengter Wirkungsmöglichkeit oft genug gelähmt zu werden drohten, gewiß, gern hätte ich meinen Rektoratsbericht mit einem Wort SCHILLER'S geschlossen: „Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus“; allein noch sind wir nicht ganz so weit, wenn auch die Pläne schon vorliegen. Und so hat denn, wie es sich für Frankfurt auch geziemt, GOETHE das Wort. Ich entnehme es einem Briefe an ZEITLER: „Stein auf Stein, mit Vorbedacht, gibt zuletzt auch ein Gebäude“. Nichts liegt mir ferner, als mit diesem Wort Bedächlichkeiten tadeln zu wollen. Nein, im Gegenteil, es sollen die Schwierigkeiten der besonderen Lage unserer Universität ausdrücklich anerkannt werden. Gilt doch auch für sie, was GOTTFRIED KELLER der Züricher Hochschule zum 50. Jahrestage 1883 sang: „Kein fürstlicher Reichtum, kein Erbe der Väter erhält uns die Schule; auf schwankem Gesetze sie steht in den Äther des täglichen Willens, des täglichen Opfers“.

Das ist es! Und diese Opfer sind in dieser Zeit doppelt schwer.

Die Universität weiß sie wohl zu würdigen und hofft sie durch ihre Leistungen dankbar anerkennen zu können.

Mein Bericht ist zu Ende. Aber ich kann diesen Rückblick nicht schließen, ohne nicht für mich selbst das Ergebnis dieses Jahres festzustellen. Wer als Rektor einer Universität sein Amt antritt, insbesondere einer jungen, noch kräftig werdenden Hochschule, der findet eine Fülle von Aufgaben vor. Wenn es ihm gelingt, einige davon zu fördern, andere auch wohl zu einem guten Ende zu bringen, so dankt er das der stillen, vorbereitenden, mühevollen Arbeit seiner Vorgänger. Neue Aufgaben hinterläßt er seinem Amtsnachfolger. Und so reicht einer dem andern die Hand im Dienste der Universität.

Darf ich hinzufügen, daß ich dieses Jahr immer im Lichte freundlicher Erinnerung sehen werde. In Dankbarkeit gedenke ich der Unterstützung seitens meiner Kollegen und des Herrn Universitätsrates sowie insbesondere des hilfreichen Bestandes, den mir mein Herr Amtsvorgänger immer in vollstem Maße, namentlich während meiner vorübergehenden Erkrankung zuteil werden ließ. Mein Dank gilt ferner den Beamten und Angestellten, ohne deren treue Erfüllung ihrer Dienstpflichten der Geschäftsbetrieb der Universität und ihrer Institute nicht möglich wäre.

Ich trete von meinem Amte zurück in dem Bewußtsein der Gesundheit und Jugendkraft unserer Universität, die, wenn auch unter schwierigen Verhältnissen, sich mit verständnisvoller Unterstützung durch Staat und Stadt, wie der Bürgerschaft, die sie ins Leben rief, auch im vergangenen Jahre erfreulich entwickelte. Das neue Rektoratsjahr wird, so hoffe ich, die Erfüllung einer der sehnlichsten Wünsche der Universität bringen und damit ihrem weiteren Blüten und Gedeihen neuen Antrieb verleihen.

UNIVERSITÄT UND GEGENWART

VON DR. F. DREVERMANN

Hochansehnliche Festversammlung!
Liebe Kollegen und Kommilitonen!

Vor zwei Tagen neigten sich die gleichen Fahnen umflort am Grabe WALTHER GERLACH'S — heute erweisen unsere jungen Kommilitonen durch den farbigen Schmuck der Universität und mir als ihrem neugewählten Vertreter die Ehre. „Im farbigen Abglanz haben wir das Leben“. Lassen Sie uns den still in der Erde Ruhenden nicht vergessen — lassen Sie uns auf der gleichen Erde, die auch uns einmal aufnimmt, weiter bauen, was er baute.

Was mein Vorgänger in seinem Amtsjahr in Wort und Schrift geschildert hat, die erdrückende Enge unserer Universität, die der Vaterstadt in Kulturfragen als Führer voranleuchten soll, könnte mit eisernen Reifen verglichen werden, mit denen man das denkende Haupt umschmiedet hat, mit denen man Licht und Sonne von ihm fernhält und es verhindert, Güte, Segen, Belehrung auszubreiten. Und wenn mein Vorgänger sein festes Vertrauen auf alle setzt, auf die Stadt und auf jeden Bürger unserer Stadt, auf Sie alle, so bekenne ich mich zuversichtlich zum gleichen Glauben. Das, was im ersten Jahre des furchtbaren Krieges „in Wehr und Waffen“ entstand, nachdem es mehr als ein Jahrhundert im Schoße der Vaterstadt geschlummert hatte, was sich nunmehr jugendstark zur Arbeit anschickt, das darf nicht ersticken!

Aber, so war meine Frage, als das Vertrauen meiner Kollegen mich für ein Jahr zur Führung der Universität betraf, ist die äußere Not der Universität die einzige, ja ist sie die schlimmste? Kommt zu der fast unerträglich gewordenen Raumnot nicht eine weitere, eine innere, alle Universitäten be-

drängende Not? Und ist es nicht Pflicht, gerade jetzt dies anzusprechen, in dem Augenblick, in dem beengende Fesseln fallen sollen? Einmal in seinem Amtsjahr, am Beginn, hat der Rektor Gelegenheit, zu denen zu sprechen, denen die Sorge für die Universität inneres Bedürfnis ist; — darf er das eine Mal nicht nützen, um seine innerste Not, die er als Lehrer an der Universität täglich fühlt, laut auszusprechen?

Unsere Universität ist jung; ihre älteren Schwestern blicken auf eine Geschichte voll Ruhm und Entsaen zurück. Was sie geleistet haben, will unsere Universität erst schaffen. Sie blickt dabei oft fragend hinüber und holt sich Rat, und so darf wohl auch ich zu der langen Reihe von Vorgängern hinüberblicken, die Deutschlands hohe Schulen geführt haben und von denen gar mancher bei der gleichen Gelegenheit von seiner eigenen Not, seiner tiefen Sorge um das Leben der Universität gesprochen hat. Man mag den Berliner Theologen SEEBERG oder den Münchener Physiker WIEN oder den preußischen Kultusminister BECKER hören, man mag die Geschichte der deutschen Universitäten studieren oder das Werk des Philosophen PAULSEN lesen, das vor 25 Jahren erschien — aus allen klingt die gleiche, von der hingehendsten Liebe geweckte Besorgnis. Lassen Sie daher auch mich heute in feierlicher Stunde über Fragen des Universitätstages sprechen und schenken Sie mir nachdenkliches Gehör!

Jede Universität ist wie die unsere ein selbständiges und eigenartiges Gebilde, wie jedes lebendige Wesen nur verständlich aus Entstehung und Geschichte, aber veränderlich unter den wechselnden Einflüssen der Umwelt wie jedes Lebewesen. Alle Universitäten wurden als Fakultäten begründet; die menschliche Gemeinschaft brauchte Ärzte, Richter, Pfarrer, und diese mußten herangebildet werden. Zunächst galt die philosophische Fakultät als Vorstufe für die medizinische, juristische und theologische Fakultät, bis sie im 19. Jahrhundert ebenfalls Fakultät für den Beruf des höheren Lehrstandes wurde. Damit hatte also z. B. der naturwissenschaftliche Teil der philosophischen Fakultät, dem ich angehöre, schon seine Aufgaben zu erfüllen; er war 1) Vorstufe für die medizinische Fakultät, d. h. für die Fachschule der Ärzte

und 2) selbst Fachschule für die Heranbildung des höheren Lehrstandes für Mathematik und Naturwissenschaften. Dazu kam, vor allem seit WILHELM VON HUMBOLDT, eine dritte Aufgabe: die Forschung im Gesamtbereich der Natur und als vierte die Ausbildung des forschenden Nachwuchses auf jedem einzelnen Gebiet. Das ist, lose umrissen, der vierfache Aufgabenkreis der naturwissenschaftlichen Fakultäten in der Gegenwart; das Gleiche gilt, mit entsprechenden Abänderungen, für die anderen Fakultäten.

Seit Jahrzehnten wird darüber geklagt, daß die scharf analytische Forschung auf der einen, die notwendig mehr zur Synthese neigende Lehre auf der anderen Seite eine schiefe Belastung der Universitätslehrer darstelle, zum Schaden ihrer Tätigkeit. Die Klagen kommen von allen Seiten, besonders eindringlich von unseren Besten; sie klingen, wenn Auge und Ohr erst einmal darauf eingestellt sind, aus fast jeder Veröffentlichung und nehmen an Eindringlichkeit zu. Dabei wird der Gedanke, Forschung und Lehre zu trennen, bisher von allen zurückgewiesen, und auch der Vorschlag, besondere Professuren für Schwissenschaften zu errichten, d. h. Professuren zweiter Garnitur ohne die Aufgabe der Forschung neben solchen, wie wir sie besitzen, zu schaffen, wird überall abgelehnt. Er würde, wie PAULSEN, der Berliner Philosoph, schon vor 25 Jahren warnend ausriet, der Vernichtung der Deutschen Universität gleichkommen. Daß jedoch die Lage ernst ist, daß tatsächlich die beiden gänzlich verschiedenen Aufgaben nebeneinander zu erfüllen fast über Menschenkraft geht, daß die besondere Eignung zu der einen Aufgabe kaum jemals mit gleicher Begabung zu der anderen verbunden ist, das ist eine ganz allgemeine Feststellung, die durch die erwähnte doppelte, ja dreifache Lehraufgabe, in meiner Fakultät die für die zukünftigen Mediziner und höheren Lehrer einerseits, die für Forscher andererseits, noch unterstrichen wird.

Noch schwieriger aber wird der ganze Universitätsunterricht durch eine Tatsache, die gleichfalls schärfer und schärfer aus allen Betrachtungen über die Tätigkeit der Hochschulen herausklingt.

Der Begriff der Wissenschaft hat sich gewandelt und wandelt sich ständig weiter. Die Auflösung der einen großen allgemeinen Wissenschaft in Einzelgebiete und deren scharfe Abgrenzung hat unter der ständig wachsenden Fülle des herbeiströmenden Materials einen Umfang angenommen, der es unmöglich macht, die vielen Wege der Einzelforscher zu verfolgen. Dem Einzelnen geht der Zusammenhang mit den Nachbarn, noch mehr mit den auf entfernteren Wegen vorwärts strebenden Fachgenossen und ihren Arbeitsmethoden mehr und mehr verloren. Es soll nicht untersucht werden, ob nicht ein großer Teil aller Arbeiten ohne Schaden für die Wissenschaft ungedruckt bleiben könnte, es sei nur festgestellt, daß es keinen Forscher mehr gibt, der das Gesamtgebiet seiner eigenen Wissenschaft zu übersehen vermag, geschweige denn den Zusammenhang mit den Nachbarn aufrecht erhalten kann.

Man hat Organisationen geschaffen, um das gegenseitige Verstehen zu verbessern. Zeitschriften bringen Einzelreferate und Sammelbesprechungen aus jedem Gebiete; aber das Individuelle des Referenten läßt sich dabei nicht ausschalten, und Vollständigkeit wird nirgends erreicht. Jeder Forscher muß außerdem an der Quelle schöpfen und nicht an irgend einer Stelle der wissenschaftlichen Weiterleitung, wo störende Nebeneinflüsse unvermeidlich sind. Wer gar dem Nachwuchs die Mühe der Einarbeitung abnehmen will, schadet ihm mehr, als er ihm nützt. Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte der Wissenschaften führen zwar zu den früheren Zusammenhängen und den Gedankengängen der Großen zurück, dienen aber nicht als Brücken zwischen den radial auseinanderstrebenden Wegen. So wird der bestehende Zustand zwar allgemein und auf vielen Gebieten des Wissens festgestellt und beklagt, aber ohne, daß es bisher gelungen wäre, Abhilfe zu schaffen.

Vielmehr hat ein anderer Prozeß in den letzten Jahrzehnten eingesetzt, der unaußhaltsam scheint. Wie die Lehrfähigkeit der Universitäten aus der Forderung der Gesellschaft hervorging, ihr Ärzte, Juristen, Pfarrer, Lehrer zur Verfügung zu stellen, so mußte mit dem Aufblühen der verschiedenen Industrien rasch ein ständig

wachsender Bedarf nach technisch geschulten Mitarbeitern der verschiedensten Art erfüllt werden. Es entstanden die Technischen Hochschulen und ihnen folgten die Forst-, Landwirtschaftl.-u.a. Hochschulen, jede als Antwort auf fühlbar gewordene Notwendigkeiten. Wer die ersten Warnungen aus der Anfangszeit dieser Zerteilung liest, wer die gegenwärtige Erkenntnis des großen und grundsätzlichen Fehlers jener Aufspaltung rückblickend betrachtet, möchte lieber eine Auseinandersetzung der Universitäten nach den Richtungen des Bedarfs gewünscht haben. Aber dazu ist es zu spät, und wenn heute die Universität in vielen Gebieten der Fache schule näher gekommen ist, wenn sie gelernt hat, die Wünsche des praktischen Lebens zu beachten, so ist das wohl z. T. eine Lehre aus jener Zeit, in der eine Abneigung der Hochschullehrer gegen die Schulung für die Praxis den rechtzeitigen Ausbau verhindert oder doch nicht energisch genug gefördert hat.

Auch auf der anderen Seite, der der reinen Forschung, hat sich die Abgliederung von Forschungsinstituten nicht vermeiden lassen. Die Kaiser-Wilhelm-Institute, die ständig wachsen und auf neue Gebiete übergreifen, sind auf dem Boden der Universitäten gewachsen, weil viele der tüchtigsten Forscher unter dem zeitraubenden Zwang der Vorlesungen und Übungen litten. Man mag be-dauern, daß der Begriff der Universitas auch hier eingeeignet wurde; aber der Zwiespalt von Forschung und Lehre, die Schwierigkeit, beide in vollem Ausmaße zu verbinden, ist durch die Forschungsinstitute nur unterstrichen worden. Ja, noch mehr: es scheint, daß der Prozeß nicht zu Ende ist und daß es sogar innerhalb der Universität selbst Bestrebungen gibt, die weitere Abtrennungen nicht unbedingt ablehnen!

Niemand wird diesen Vorgang, der in den letzten Jahrzehnten rasch fortgeschritten ist, übersehen können. Jeder wird zugeben müssen, daß er der Einheit von Forschung und Lehre Abtrag tut. Kann die Universität sich durch Änderung des Betriebes auf der einen oder anderen Seite anpassen? Die Forschung ist nach allgemeiner Ansicht auf dem richtigen Wege; sie muß analytisch fortschreiten, denn sie wurde, wie WILHELM WIEN mit Recht sagt, „zu allen Zeiten durch Forscher gefördert, die sich mit einem Gebiete der Wissenschaft, nicht selten mit einer einzelnen Frage

ihr ganzes Leben beschäftigten. Wenn eine wirklich große wissenschaftliche Leistung . . . meistens durch fortgesetzte, ein Ziel verfolgende Arbeit mühsam erreicht wird, so wird niemand unternehmen wollen, bessernd oder umgestaltend in solche Arbeitsweise einzugreifen". In der Lehre läßt sich durch engeren Zusammenhang von Lehrer und Schüler, der auf vielen Gebieten bereits gute Ergebnisse gebracht hat, vielleicht noch mehr erreichen; je mehr an die Stelle der Vorlesung die Aussprache tritt, um so besser wird der Jugend gedient. Aber das hat mit dem Kernpunkt unserer Not nichts zu tun.

Lassen Sie mich zusammenfassend feststellen: Unsere Hochschulen haben als Lehranstalten auf den Bedarf geantwortet; sie haben für die menschliche Gesellschaft diejenigen Männer herangebildet, die sie brauchte. Sie haben daneben Großes in der Forschung geleistet. Die wachsenden Schwierigkeiten lassen sich nicht durch eine durchgreifende Änderung der Lehr- und Forschungsmethoden beseitigen; das Wagnis wäre zu gefährlich. Vielmehr müssen die Universitäten durch irgend eine Ergänzung zu erreichen suchen, daß die gegenseitige Verständigung der Forscher untereinander nicht ganz verloren geht, damit jeder aus der Kenntnis der methodischen Fortschritte und Ergebnisse des Anderen Verbesserungen des eigenen Weges erzielen lernt. Sie müssen ferner einen Ausbau ihrer lehrenden Tätigkeit anstreben, denn der Unterricht ist zumeist auf Fachgelehrte zugeschnitten, obwohl nur einige wenige Auslese aus den Hörern wirklich selbst einmal forschen werden, während die Mehrzahl zwar sehr viel Einzelwissen beziehen, im Leben aber wenig oder nichts damit anfangen kann.

Über das geschilderte Ziel hinaus aber sollen Deutschlands hohe Schulen Bildungszentren sein. Sie sind für uns die wichtigsten kulturellen Hochburgen, deren weitmaschige Verteilung im Vaterlande schädlicher Zentralisation entgegenarbeitet. Das kann nicht allein durch wissenschaftliche Arbeit und immer tieferes Eindringen in die Frage nach Erkenntnis, nicht allein durch die Weitergabe des Erzielten an die Jugend und ihre Schulung zu eigenem Forschen geschehen. Denn die Universitäten

müssen in ihrer Lehrtätigkeit an einer bestimmten Vorbildung festhalten, wenn sie ihre ganze Arbeit nicht gefährden wollen. Dadurch aber nimmt immer nur eine ganz bestimmte dünne Schicht des Volkes Anteil an ihrer Tätigkeit, und diejenigen, die einen Teil des Gewonnenen später als Lehrer an den höheren Schulen weiter tragen, geben es zum großen Teil an solche weiter, die ohnehin zu den Unverständigen kommen können. Das eigentliche Volk steht abseits; zwischen ihm und den Hochschulen klafft eine weite Lücke, die durch nichts überbrückt wird. Wir alle wissen, daß diese Klüft nicht allein durch den Ausschluß des Volkes von der wissenschaftlichen Arbeit und Forschung gebildet wird; Fragen der Weltanschauung und vieles andere spielen hinein. Aber den Schaden mangelnden Verständnisses für unsere Tätigkeit fühlen wir alle.

So sind die Hochschulen heute wie vor 25 Jahren innerlich gefährdet durch den fast unüberwindlichen Gegensatz zwischen dem Zwang verschieden gestalteter, ständig zu neuer Synthese nötiger Lehre und dem immer rascher werdenden Gang analytischer Forschung, deren unübersichtbare Wege den Zusammenhang zwischen den Vertretern der Wissenschaft schwinden lassen, — sie sind nach außen hin isoliert durch das mangelnde Verständnis des Volkes, dem der Sinn wissenschaftlicher Arbeit, ihrer Entbehrungen und ihrer Freuden, fremd bleibt und durch nichts näher gebracht werden kann. Man kann darüber im Zweifel sein, ob die Schaffung einer Brücke des Verständnisses möglich ist; daran aber, daß es wünschenswert wäre, die Hochschulen auf das Engste im ganzen Volk zu verankern und ihre Bedeutung als oberste Kulturträger allen nahe zu bringen, daran wird niemand zweifeln, der an die Lage des Vaterlandes denkt. Wenn wir nicht lernen einzig in der Welt dazustehen, dann sind wir verloren. Und wenn auf anderen Gebieten Einigkeit anscheinend nicht zu erzielen ist, sollte nicht die hohe Schule vorangehen und in der Kultur alle zu einigen versuchen?

Die Einteilung der Lehrenden Arbeit der Universitäten geschah, wie wir hörten, nach äußeren Gesichtspunkten. Die menschliche Gesellschaft verlangte, und die hohe Schule antwortete, indem sie den Unterricht entsprechend gestaltete und fortwährend weiter

umgestaltet. Daß sie nicht rasch genug antwortete, führte zur Abtrennung anderer Hochschulen. Und der andere Zweig, die Forschung? Hat man, die gewaltige Sphinx in der Ferne ständig im Auge, die dortin zu erbauenden Wege ein für alle Mal festgelegt, sodaß jeder Zweig der Wissenschaft seine Richtung einhalten konnte? Nein. Das Primäre der Universitäten war die Lehraufgabe; sie erfüllte den Bedarf. Mit der Lehtätigkeit aber verband man die Forschung und schloß ihre Zweige einfach der didaktischen Gliederung an. Die Forschung hatte vorher wenig mit den Universitäten zu tun; die neue Verbindung war sekundär, und wenn wir sie auch heute alle für gut und wertvoll halten, so zeigt Ihnen doch ein Blick auf die ganz andere Aufteilung der einen großen allgemeinen Wissenschaft in den ausschließlich forschenden und erfolgreichen Kaiser-Wilhelm-Instituten oder auf die durchdachte Gruppierung innerhalb der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, daß die Wege von Lehre und Forschung ganz verschieden sind und daß sie auf unseren Universitäten viel zu mechanisch verknüpft wurden. Jede Erkenntnis bringt neue Fragen, jede Frage nötigt zu neuen Arbeitsmethoden. Wir sehen ein fortwährendes Umgruppieren innerhalb der Wege der Forschung, und unfruchtbar waren nur diejenigen Zeiten, in denen Methodik und Denkweise, durch Glaubenssätze gezwungen, starr blieben. D. h. während die Lehtätigkeit in erster Linie den Bedarf der Gesellschaft zu decken hat, ist die Forschung und ihr Weg durch die ewige Frage nach Erkenntnis bedingt. Wenn auch mancher das zufällige Nebeneinander der Wissenschaften, ihre jetzige Abgrenzung gegeneinander für endgültig halten möchte, so sehen wir doch, wie aus gewonnener Erkenntnis ununterbrochen neue Fragen aufsteigen oder alte sich schärfer präzisieren lassen, wie ständig zwischen den alten Wissenschaften neue entstehen, von allen Seiten befruchtet, rasch wachsen, wieder neue Keime treiben und so die Zahl der Wege zur Wahrheit ständig vermehren und verschieben.

Die Fragestellung ist das Wesentliche der Forschung, nicht die didaktische Ordnung der Wissenschaften in irgend einer zufälligen Begrenzung. Je schärfer wir die Frage umgrenzen können, um so sicherer ist die Antwort. Da sich

aber die Frage ständig verschiebt, so wird die beste Antwort die sein, die nicht einmal gegeben wird, und dann, wie ein Glaubenssatz, starr bestehen bleibt, sondern die beweglich der Frage folgt, allen ihren Wegen nachgeht und ständig nach neuer Antwort sucht.

Können wir die Kenntnis der verschiedenen Arbeitsmethoden wissenschaftlicher Forschung dauernd allen Forschern ermöglichen und ihnen dadurch den Überblick über das Erreichte jederzeit vor Augen führen, um ihnen die Weiterarbeit zu erleichtern? Können wir ferner mit der Forschung gleichzeitig auch die Lehre, die Heranbildung der forschenden, lehrenden und anderweitig beruflich tätigen Jugend, fruchtbarer gestalten? Und können wir, wenn wir auf diese Weise den inneren Zusammenhang der Universität gebessert haben, ihr endlich Einfluß auf das ganze Volk verleihen, um diesem Verständnis für die Bedeutung wissenschaftlicher Arbeit zu geben?

Diese Fragen treffen die innerste Not der Universität, und der gegenwärtige preußische Kultusminister, der die Not am eigenen Leibe kennen lernte, hat Recht, wenn er sagt, daß die Frage von den Universitäten selbst in Angriff genommen werden sollte.

Jede Universität ist ein eigenes und einzigartiges Gebilde; ihre Geschichte hat ihr den Stempel aufgeprägt. Aber auch die Umwelt hat ihr den Weg gewiesen und gibt ihr weiterhin ihr eigenes Gepräge, wie sie allem Leben sein Gesicht verleiht. Wo die Grenze zwischen innerem ererbtem Wesen und äußeren Einflüssen liegt, ob diese letzten sich nicht in langen Zeiten, die weit über Menschenleben und Experimentierkunst hinausgehen, erblich gestalten, ob überhaupt eine Grenze zwischen ihnen vorhanden ist, ob nicht jede sogenannte genotypische Eigenschaft einmal phaenotypisch gewesen sein muß — wer will das heute entscheiden? Die Grenzen zwischen geschichtlicher Bewirkung und äußerer Beeinflussung sind wohl bei allen lebenden Wesen wandelbar. Die Umwelt, die Natur ist aber sicher ein gewaltiger Faktor; ohne ihre Umwelt wäre die griechische Kultur unmöglich gewesen, ohne

die Kräfte der Umwelt hätte es keine Völkerveränderungen gegeben, wäre der ganze Gang der Geschichte unerklärlich. Alles Hohe, Gewaltige im Leben des Menschen ist der Natur unterworfen. Wenn ich daher heute zunächst nur von der Natur spreche, wenn ich versuche, den Weg zu finden, der die naturkundlichen Teile der großen einigen Wissenschaft, das Naturgegebene, aus der gefährlichen Lage führen hilft, so ist das auf der einen Seite Selbstbescheidung. Auf der anderen Seite aber glaube ich, daß ein Weg, der für einen Teil der universalen Wissenschaft gilt und zwar für den Teil, der nach den innersten Zusammenhängen der Grundlagen alles Wissens sucht, daß der auch für die anderen Teile gelten könnte.

Der Göttinger Chemiker WINDAUS hat vor Kurzem dankbar erklärt, als er eine eminent physiologisch-biologische Frage mit seinem Kollegen, dem Physiker POHL, gemeinsam gelöst hatte, daß sie zusammen in wenigen Arbeitstagen ein Ergebnis erzielt hätten, zu dem er allein mindestens ein Jahr gebraucht hätte. Die Feststellung zeigt die Bedeutung gemeinsamer Arbeit. Ob aber ein Forscher, der wieder und wieder um seine Arbeitsmethoden bestimmt und um Mitarbeit gebeten wird, ebenso freudig antwortet wird, wie im Einzelfall, ob er nicht die dauernde Ablenkung von der eigenen Arbeit bitter empfinden wird? Keiner kann immer wieder anderen zur Verfügung stehen, selbst wenn er fühlt, wie bedeutungsvoll die Mitarbeit wäre. Dagegen kann jeder die Antwort einmal geben, so wie der Physiker es tat. Und sollte eine Ergänzung dieser einmaligen Antwort, die dem Weiterschreiten der Forschung entspricht, nicht gleichfalls möglich sein? Jeder Forscher würde dann wissen: ich finde an bestimmter Stelle die Arbeitsmethode des Physikers, ich weiß, daß er diese Methode immer bis in die Gegenwart weiter führt. Ich finde aber nicht nur seine Methode, sondern er findet auch die meine, wir finden die Methoden aller Forscher, denn wie der Eine gibt, so geben alle — und jeder kann sich Rat holen. Wenn diese Zusammenarbeit zu erreichen wäre, so könnte der Weg zum Ziel und der innere Zusammenschluß gewaltig gefördert werden.

Aber wie ist das möglich? Wenn jeder Forscher die Antworten

aus seinem Gebiete einmal gibt und sie weiter ausbaut, so erhalten wir nach der jetzigen Methode nichts als eine Anzahl von Handbüchern jedes Wissenschaftszweiges — und stehen da, wo wir standen. Denn Nachschlagewerke haben wir mehr als genug und jeden Tag kommen neue Nein. Wir müssen vielmehr lernen, Darstellungen der Wissenschaften in ihrer heutigen Begrenzung nicht als etwas besonders bedeutungsvolles, Unänderliches anzusehen — wir müssen die Frage in den Vordergrund stellen.

Ein Beispiel aus meiner Wissenschaft mag klar machen, was ich damit sagen will.

Ein Teil der Geologie, die Stratigraphie, schreibt die Geschichte der Erde. Sie ist gewohnt mit relativen Altersangaben zu rechnen und hat als Denkmünzen die sogenannten Leitfossilien, d. h. tierische und pflanzliche Reste, die durch ihre immer genauer bekannt werdenden Veränderungen und ihre erfahrungsgemäß überall auf der Erde gleichbleibende Aufeinanderfolge sich in ähnlicher Form dazu eignen, wie etwa geprägte Münzen zur Wiedererkennung einer bestimmten Zeit der Menschengeschichte. Für derartige Feststellungen entnimmt die Stratigraphie zwar auch Daten aus den Nachbargebieten; sie ist jedoch bereits anerkannte Pflegerin aller Fragen, die mit der Erdgeschichte zusammenhängen. Daß diese in der Wissenschaft „Geologie“ mit einer Unzahl anderer Dinge verknüpft, für den Laien — wozu ich unbedenklich die meisten Forscher auf anderen Gebieten rechne — also fast unauffindbar sind, wollen wir zunächst nur feststellen. Relative Zeitangaben aber sind dem menschlichen Verstande weniger bedeutungsvoll und verständlich als absolute — und jeder, der Gebildete wie der Laie, fragt beim Anblick eines Riesentieres aus der Urzeit, wie beim Erwachen der Erkenntnis, daß ein Berg etwas Gewordenes ist, daß die Heimat einmal vom Meere bedeckt war oder daß der Neanderthaler den Höhlenbären jagte, nach der absoluten Zeit: wann war das? So hat die Geologie versucht darauf zu antworten. Sie hat die Mächtigkeit der Schichten und die Schnelligkeit ihrer Entstehung abzuschätzen versucht — umsonst, weil die Methoden zu viele Fehlerquellen besitzen, und noch weniger hat der Versuch ergeben, die Schnelligkeit der Umbildung der Fauna und Flora

zu berechnen — beides ist nur in e r d geschichtlichen Zeiten möglich, das Menschenleben ist zu kurz dazu. Immerhin wurden bereits Zahlen zwischen 70 und 150 Millionen Jahren seit dem Entstehen der Erstarrungskruste auf der glühflüssigen Erde berechnet, und die zweite Methode glaubte feststellen zu können, daß die Zeit vor dem Auftreten des ersten Lebens auf der Erde länger gewesen sein müsse, als die ganze Zeit, die seither verfloßen ist und die man insgesamt als „Erdgeschichte“ bezeichnet. In neuerer Zeit sind andere geologische Methoden ersonnen worden, besonders durch ALBERT HEIM, den Senior der Schweizer Geologen und den Schweden DE GEER. Der erste nahm die Gesteinsmengen zu Hilfe, die von den Schweizer Flüssen in die Gebirgsseen geschleppt wurden und berechnete daraus und aus den Beziehungen dieser Schichten zu den letzten echten Eiszeitablagerungen, den Moränen, die seit der Eiszeit verfloßene Zeit auf rund 16 000 Jahre. DE GEER zählte die Schichten im Bänderton Skandinaviens, der unter dem Inlandeis durch subglaziale Flüsse aus der Grundmoräne ausgespült und vor dem zurückweichenden Eisrand abgelagert wurde — und kam auf 12 000 Jahre, die seit dem Abschmelzen des Inlandeises über ganz Skandinavien verfloßen seien. Weitere Beispiele könnten angeführt werden; allen aber haftet Unsicherheit an, und als relativ genau dürfen nur diejenigen Zeiten bezeichnet werden, die den a l l e r l e z t e n Teil unserer Erdgeschichte betreffen, die also, wenn ich so sagen darf, Menschengeschichte wären, wenn der diluviale Mensch die Schritt als Verständigungsmittel bereits für nötig gehalten und verwendet hätte. Für die ganze übrige Zeit kann die Geologie a l l e i n zur Zeit kaum viel mehr als vage Schätzungen aufbringen. Wenn wir trotzdem über die Dauer der Erdgeschichte eine ganze Reihe von exakten Zahlen haben, so verdanken wir das der P h y s i k, der M i n e r a l o g i e und der C h e m i e. Zwar ist LORD KELVIN'S Berechnung des exakten Alters der Erde auf Grund der Abkühlung der Gesteine vom glühflüssigen zum festen Zustand ohne Kenntnis der Wärmeproduktion der radioaktiven Elemente angestellt worden, und deshalb mit 22 Millionen Jahren viel zu niedrig. Aber Mineralogie und Chemie haben gerade aus der Umwandlung der radioaktiven Elemente Zahlen erhalten, die nach unserer jetzigen Kenntnis exakt sind. Der radioaktive Abbauprozess

der Uran- und Thorminerale zu Uran- und Thorblei ist ungeheuer langsam, aber genau meßbar, und er ist durch keine Macht der Erde zu beschleunigen oder zu verzögern. Man kann die Heliumproduktion in einem Mineral berechnen und nach dem Prozentgehalt das Alter des Minerals feststellen, damit also auch das Alter des Gesteins, in dem das Mineral steckt; man weiß, wie lange es dauert, bis ein bestimmtes Quantum eines Uranminerals sich in Blei umwandelt und kann nach dem Bleigehalt die Zeit berechnen, in der es sich bildete; und man kann aus den sogenannten pleochroitischen Höfen in den Mineralien, d. h. aus kleinen kreisrunden Gebilden, die durch Verfärbung des Minerals unter dem Einfluß der von winzigen radioaktiven Einschlüssen ausgesandten Alphastrahlen entstanden, das Alter des Minerals wenigstens schätzen.

Es ist für uns im Augenblick weniger bedeutungsvoll, daß sich dabei das Alter der ältesten bekannten Schichtgesteine mit 1½ Milliarden Jahren hat berechnen lassen und daß vorher noch unermehliche Zeiträume lagen, in denen die Erde als leuchtendes, allmählich erhaltendes Gestirn ihre Bahn zog, als daß vier Wissenschaften, Geologie, Mineralogie, Physik und Chemie am gleichen Problem gearbeitet haben.

Zur Antwort aber ist nur ein kleiner Teil jedes Wissensgebietes nötig. Wir nehmen ihn heraus und geben ihn dem Nachbarn, der uns den entsprechenden Teil seiner Wissenschaft reicht. Nicht in einem Buch! Das Beispiel über die Geschichte unserer Erde stammt aus einem durch Klarheit ausgezeichneten gedruckten Vortrag von OTTO HAHN vor der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Wer von uns kennt ihn, obwohl doch diese Fragen für Jedermann von uns von innerer Bedeutung sind? Und wie geht das kleine Buch, w e n n e s einigen von uns bekannt ist, weiter an alle? Können selbst diejenigen, die uns nahe stehen, derartige Querschnitte durch eine Reihe von Wissenschaften finden? Kann selbst die Universitätsstadt, die vor den übrigen Städten als Kulturträgerin bevorzugte, sich ein Bild von dem Stande einer Frage von solcher Bedeutung machen? Wenn also nützt es, wenn ein solcher Vortrag gedruckt wird? Wo ist sein Echo, seine Wirkung, wohin sendet er sein Licht?

Wir sollten ein Haus gründen, ein Haus der Frage

und der Antwort — und jeder Forscher im Gesamtbereich des Wissens von der Natur sollte sich bereit erklären, daran mitzuarbeiten. Es dürfte nicht allzu schwer sein, in gemeinsamer Beratung diejenigen Fragen festzustellen, die jeweils im Vordergrund stehen, nicht unmöglich, ein mal auf sie zu antworten und die Antwort mit dem Fortgang der Arbeit zu ergänzen. Verschiebt sich die Fragestellung, so verschieben sich die Auskünfte, verbessert sich die Methodik, so kommen wir rasch vorwärts; wir übersehen die Änderungen mit einem Blick, ohne den Nachbarn durch Fragen zu stören. Denn er hat, wie wir selbst, seine frühere Antwort ergänzt, jeder hat die neue Methodik, der Lösung näher zu kommen, dargelegt. In diesem Hause findet der Forscher Ergänzung seiner Arbeit durch die des Nachbarn, er wie der Student findet Antwort auf Fragen der Gegenwart, die er sonst mühsam aus Handbüchern usw. zusammensuchen muß, wo sie ihm im Zusammenhang mit einem Wust von Dingen gelehrt werden, die für seine Frage ganz nebensächlich sind. In dem Maße, wie die innere innige Verflechtung aller Teile der gesamten Wissenschaft durch eine solche Darstellung jedem klar wird, schließen sich die einzelnen Zweige enger aneinander. Aus dem Bilde der radial auseinander strebenden, sich immer weiter vom Gemeinsamen entfernenden, sich ins Unermeßliche aufspaltenden Einzelwege wird eine Fülle von Pfaden, die alle in gleicher Richtung vordringen und beweglich sich bald vereinigen, bald trennen, immer aber das Ziel im Auge behalten. Forschung und Lehre, Lehrer und Schüler werden enger verknüpft, der innere Zusammenhang der Fächer wird inniger, das Gefüge der Universität fester werden. Aus zeitweilig gesteigerter Arbeitsleistung, an der besonders unsere jungen Forscher sich bewähren werden, entspringt schon bald wachsender Nutzen durch gegenseitige Befruchtung.

Wird aber ein solches Haus, dessen Inhalt die Welt der Erscheinungen, neuartig gruppiert und der wechselnden Fragestellung wie der Antwort angepaßt, für alle darstellt, wird es nicht eine Kluft unterstreichen, die zwischen den Naturwissenschaften und den sogenannten Geisteswissenschaften von manchen Seiten über Gebühr betont wird? Ich würde schwerste Bedenken gegen

eine Idee haben, die auf der einen Seite zwar Risse schließen, auf der andern aber neue aufreißen läßt. Ich glaube nicht daran. Nach der Medizin ist der Weg klar; in engerer Verbindung von Induktion und Deduktion müssen wir, wie der Tübinger Internist OTFRED MÜLLER vor kurzem sagte, „das gewaltige und feste Gebäude, das unsere Väter mit naturwissenschaftlichen Methoden errichtet haben“, erhalten und ausbauen. Aber die Medizin muß auch bei der Philosophie und Theologie Verbindung suchen, muß „historische, philologische, juristische, pädagogische und wirtschaftswissenschaftliche Fächer“ um Rat fragen, sie „bedarf der universitas litterarum, um ihr Problem . . . optimal zu durchdringen“. Das ist nur ein Weg von unserem Bau zu den letzten Fragen, die in brausendem Chor von allen Seiten auf den Menschengestir einbringen, ein Weg von hunderten. Alle, denen es ernst ist um die Erkenntnis, sollen sich in unserem Hause, das einem neuen „musaion“ der Griechen näherkommen will, zum Meinungsaustausch finden, denn alles im unermeßlichen Reich des Wissens ruht in der Natur. Nicht neue Risse — nein, engstes Durchdringen, tiefstes Verstehen nach allen Seiten!

Für die reinste Form der Geisteswissenschaften, die Philosophie und ihre innere Bedingtheit durch die Naturwissenschaften, soll ein großer Zeuge, ARTHUR SCHOPENHAUER, für mich sprechen, obwohl ich kein Verneiner des Lebens bin, sondern ein Befäher im stärksten Sinne des Wortes: „Man muß auf der Universität den ganzen Kursus sämtlicher Naturwissenschaften ernstlich durchgemacht und sodann sie das ganze Leben im Auge behalten haben. Nur dann weiß man wirklich, wovon überall die Rede ist, sonst nicht. So hab' ich es gemacht, habe meine Anatomie unter HEMPERL und LANGENBECK eifrig durchgemacht, sodann über die Anatomie des Gehirns allein ein eigenes Kollegium bei ROSENTHAL im anatomischen Theater der Pépinière in Berlin gehört, habe dreimal Chemie, dreimal Physik, zweimal Zoologie, vergleichende Anatomie, Mineralogie, Botanik, Physiologie, Allgemeine Detto, Geographie, Astronomie usw. gehört, dann mein ganzes Leben hindurch die Fortschritte aller dieser Wissenschaften beobachtet und die Hauptwerke, besonders der Franzosen und Engländer, studiert, wie die Exemplare mit Glossen in meiner Bibliothek bezeugen. (Diesen

Sommer war meine ganze Bibliothek eine camera obscura und stand voll optischer Instrumente.) Darum kann ich mitreden und habs mit Ehren getan . . . Überhaupt zeugen meine Werke von gründlichem Naturstudio, wären auch sonst unmöglich."

Unmöglich! Sind wir uns klar darüber, daß in unserer Zeit, in der kein Forscher mehr sein eigenes Gebiet übersehen kann, dies Wort einen tiefen schauerlichen Klang bekommt, vor dem alle innerlich erzittern müssen, denen Kultur und Bildung etwas gelten? Und gilt das furchtbare Wort nicht für jeden, dem spezialistisches Wissen und Können nicht genügt?

Und der Einfluß der Universität auf das ganze Volk? Soll sie weiter in unnahbarer Höhe thronen, soll ihre Arbeit nur Wenigen direkten Nutzen bringen, soll der eigentliche Sinn wissenschaftlicher Forschung nur denen klar sein, die selbst forschen? Soll die Kluft zwischen Universität und Volk bestehen bleiben?

Nein, unser Haus soll allen offen stehen, es soll ein Bindeglied zwischen der forschenden Arbeit und dem Volke sein. Wenn es das allerdings sein soll, wenn das Volk Anteil am Fortgang der Wissenschaft und Verständnis für ihre Bedeutung bekommen soll, dann muß zweierlei geschehen: das Volk muß unter unserer Führung an der Fragestellung mitberaten, und das oft schwierige Verstehen der Antwort muß ihm erleichtert werden. Das Erste ist zu erreichen; das Zweite bedingt zusammenfassende, verständliche Darstellung jeder Frage im engen Zusammenhang mit den wissenschaftlichen Einzeldarstellungen, die jeder Mitarbeiter bereits gegeben hat.

Ich denke mir weite Hallen, die den ganzen Inhalt der Natur, wie die Forschung ihn uns nähergebracht hat, in anziehender Form darstellen, die jeden Menschen vom unendlichen Sternhimmel zum tiefsten Meeresgrund, von unerreichtbaren Höhen zum Innersten der Erde, vom Riesentier zur Amöbe, zur Blüte, zum Kristall, zum Elektron führen und ihm die Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit als Antwort auf seine Fragen geben. Nicht unsere Wissenschaften sind die Hauptsache, sie sind nicht Selbstzweck, sie sind nur ein Wegesuchen — die Fragestellung, die sich ständig verschiebende, die auf allen Wegen nach Antwort suchende,

steht im Vordergrund. Wir suchen auf allen Seiten Licht und lassen es in das Dunkel der Einzelfragen fallen. Wir erstreben in unserem Haus keine lehrbuchhafte Vollständigkeit, in denen der Menschheit nur das Objekt statt des Bildes vorgeführt wird. Die Frage zerschneidet vielmehr die Einzelwissenschaften genau so, wie diese der einst das Weltall und das Einzelobjekt zerschnitten, analysierten. Wir fügen die Teile dort zusammen, wo die Antwort es verlangt. Seitenräume aber, über deren Tür steht, was sie bergen, enthalten unsere Arbeitsmethoden im engen Zusammenhang mit dem Einzelergebnis. Oft strömt reiche neue Frucht aus den Seitenräumen in die Hallen, manchmal ändert sich ihr Inhalt, niemals aber werden dem, der eindringen will, Ergebnisse gereicht, ohne daß er sich überzeugen kann, wie sie erzielt wurden. Der breite Weg ist einfach und wird Vielen genügen — die schmalen Türen aber stehen Jedem offen, der lernen will.

Viele werden über ein solches Haus skeptisch denken, aber eins muß und wird erreicht werden: nicht wir schließen uns mehr ab, wie es jetzt geschieht — wir müssen es unter dem Druck der Grenzen unserer Kraft tun —, sondern jeder Einzelne schließt sich gegen uns ab — oder er kommt und lernt. Wir geben jedem die Möglichkeit zu sehen. Unsere Arbeit liegt offen und geht weiter.

Hochansehnliche Versammlung! Wenn eine Universität an diese Aufgabe herantritt, wenn der Grundgedanke, abgeändert und umgebaut durch eingehende Beratungen, zur Tatsache wird, dann wird sie Eigenes hinein verweben: jedes Museum wird anders werden. Wenn unsere alma mater mit der Vaterstadt und ihren Bürgern an die Aufgabe herantritt, so tut sie nichts Neues. Was war denn, ehe die Universität war, aus was ist sie denn hervorgegangen? Stellen nicht Dr. Senckenbergische Stiftung, Ärztlicher Verein, Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft und Physikalischer Verein den Mutterboden der medizinischen und naturwissenschaftlichen Fakultät, das Freie Deutsche Hochstift denjenigen der sogenannten Geisteswissenschaften dar? Führen wir nicht die Grundgedanken fort, wenn wir unser Haus errichten? GOETHE, dessen gewaltigem Geist bereits die Universität Frankfurt

vorschwebte, hat als Achtzigjähriger die Worte gesprochen: „Ein Jahrhundert, das sich bloß auf die Analyse verlegt und sich vor der Synthese gleichsam fürchtet, ist nicht auf dem rechten Wege; denn nur beide zusammen, wie Aus- und Einatmen, machen das Leben der Wissenschaft“. Wir wollen den Mut haben zu bekennen, daß wir die Synthese und die Erziehung zu ihr vernachlässigt haben. Wenn wir diese Erkenntnis erreicht haben, dann lassen Sie uns zur Tat schreiten. Jede Universität sollte ihr Gepräge behalten und nichts sollte ferner liegen als Uniformierung des neuen Baus. Unsere Universität aber sollte sich an die Spitze stellen und unter der uralten geheimnisvollen Kraft, die im Leben der alten freien Reichsstadt liegt und ihre Bürger fester zusammen kittet als die anderer Städte, den ersten Versuch wagen.

Vor 25 Jahren sagte FRIEDRICH PAULSEN: „Die Wahrheit und die Wissenschaft sind ihrer Natur nach Güter der Menschheit“, vor 3 Jahren fügte WILHELM WIEN hinzu: „Die Ergebnisse der Forschung sind wertlos, wenn sie nicht für die Kultur Verwendung finden“. Wir wollen alle danach handeln, und ein Wort von ARTHUR SCHOPENHAUER mag unser Leitwort sein: „Die Pflicht eines Menschen reicht so weit wie seine Kraft“.

Ein besonderes Schlußwort noch an Sie, liebe Kommilitonen: Synthese heißt Verschmelzung. Aufgehen in etwas Gemeinsamem. Was uns scheidet, wissen wir — was uns eint, wollen wir gemeinsam suchen. Denn das Einigende ist das Größere. Unsere gemeinsame Arbeit ist bedingt durch die Sehnsucht nach Erkenntnis und dieses Gemeinsame ist groß; der Einzelweg ist unwichtig wie die Einzelansicht und das Einzelschicksal. Lassen Sie uns Trennendes zurückstellen vor der gemeinsamen großen Aufgabe, aber uns nicht gegen die Menschheit abschließen, indem wir unsere innere Gemeinsamkeit betonen, sondern fühlen und aussprechen, daß wir Teile des Volksganzen, mit ihm Teile der Menschheit sind.

Ziehen Sie mit tausend Segeln hinaus, daß jeder Ihr junges Wollen, Ihre stürmische Kraft sieht. Werden Sie Führer, die mit allen Fasern in der Muttererde, in unserem Volke wurzeln — Führer, die dereinst nicht still ihr Boot in den Hafentreiben lassen, sondern die den Mut haben, mit Zarathustra zu rufen:
„War das das Leben? Wohlan! Noch Ein Mal!“

FRANKFURTER UNIVERSITÄTSPRESEN

1928

XXXVIII

ÜBER DIE GEISTIGE EIGENART DES MATHEMATIKERS

Rede anläßlich

der Gründungsfeier des Deutschen Reiches

am 18. Januar 1928

gehalten von

Dr. phil. MAX DEHN

o. ö. Professor der Reinen und Angewandten Mathematik
an der Universität



FRANKFURT A. M. 1928

DRUCK UND VERLAG:

UNIVERSITÄTS-DRUCKEREI WERNER U. WINTER G. M. B. H.

AUSLIEFERUNG FÜR DEN BUCHHANDEL:

UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG BLAZEK U. BERGMANN